

dtv

Hamburg, 1883. Die junge Helena von Odenhof, die als Kind ihre Sprache verloren hat, soll den reichen Jonah Aldermann heiraten, dessen Familie auf Java eine Plantage besitzt. Die eigenwillige Helena weigert sich zunächst. Da ihrem Vater aber die Schuldhafte droht und ihr das Heim, stimmt sie schließlich zu. Im fernen Java findet sie sich in einer hasserfüllten Familie wieder. Bei den Aldermanns wird jeder gegen jeden ausgespielt, denn es gibt ein schreckliches Familiengeheimnis. Verzweifelt sucht Helena nach einem Ausweg. Da bricht eine Katastrophe über die javanischen Küstenstädte herein: die Jahrhundert-eruption des Vulkans Krakatau. Das Inferno aus Feuer, Asche und tödlichen Tsunamis setzt alle Konventionen außer Kraft.

Charlotte Sandmann arbeitet als Schriftstellerin, Ghostwriterin und Übersetzerin. Fasziniert von der dramatischen und tragischen Geschichte Javas, schrieb die ehemalige Reporterin diesen Roman über Leidenschaft und Liebe im Schatten einer der furchtbarsten Katastrophen, die die Welt je erlebte.

Charlotte Sandmann

Paradies in Flammen

Historischer Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Charlotte Sandmann
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kalte Zärtlichkeit (21276)
Die Frau des Apothekers (21281)
Die Erbin (24782)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2011
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Ein Projekt der AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, Herrsching
www.ava-international.de
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
unter Verwendung eines Fotos von
gallerystock/Heimo Schmidt
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Calson 9,5/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21315-8

Hamburg, Norddeutschland

1

»Ich kenne Sie jetzt ja schon viele Jahre, Albert«, sagte Rechtsanwalt Pieter Schwab, »und ich weiß, wie skrupellos Sie sein können, aber dass Sie zu einer solchen Niedertracht Ihrem eigenen Kind gegenüber fähig sind, das verschlägt mir die Sprache. Das hat Helena nicht verdient.«

Es war im Frühsommer des Jahres 1883. Regen prasselte gegen die Fensterscheiben der Wohnung am Hamburger Rathausmarkt, in der zwei ältere Herren einander gegenüber saßen. Die weitläufige, mit hübschen Stuckatur-Ornamenten verzierte Wohnung prunkte geschmacklos mit einem Sammelsurium aus schweren Samtportieren, Teppichen und Kirschholzmöbeln im italienischen Stil, grotesk unpassend für einen Mann, der verzweifelt einen Ausweg aus einer katastrophalen finanziellen Situation suchte.

Albert von Odenhof wusste auch ohne den Protest seines Rechtsvertreters, dass er im Begriff stand, einen feigen Verrat zu begehen, noch dazu einen Verrat an seinem eigenen Kind. Aber er wusste nicht, was er sonst hätte tun sollen, auch wenn es ihm das Herz brach. Dass es auch Helena das Herz brechen würde, daran wollte er besser nicht denken.

Von Odenhof – der sich gern Professor von Odenhof nannte, obwohl er kein Anrecht auf diesen Titel hatte – war ein beleibter, backenbärtiger Mann um die fünfzig, elegant gekleidet und nicht unattraktiv selbst in seinem fortgeschrittenen Alter. Er pflegte ein pompöses Auftreten, das ihn als Mann von außer-

gewöhnlicher Intelligenz und Begabung ausweisen sollte, aber diese Fassade hatte angesichts der dramatischen Situation zu bröseln begonnen. Mit kläglichem Blick wandte er sich an den Rechtsanwalt, der ihm gegenüber in dem tiefen, rotsamtenen Sessel saß. »Meinen Sie denn, ich tue es gern? Aber vielleicht ist es ja auch gar nicht notwendig.«

»Und warum sollte es plötzlich doch nicht notwendig sein?«, fragte Schwab in eisigem Ton.

Albert errötete angesichts der Verachtung, die ihm aus der Stimme des Advokaten entgegenschlug. »Meine verbesserte Luftpumpe könnte alles ändern«, murmelte er und klammerte sich wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. »Ein geniales Konzept ... revolutionäre Technik ... wenn ich dafür einen Investor finde ...«

»Sie werden keinen finden«, unterbrach ihn Dr. Schwab. »Genauso wenig wie für all Ihre anderen verrückten Projekte. Niemand in Deutschland wird auch nur einen Pfennig in Ihre sogenannten Erfindungen stecken, wenigstens das müssten Sie aus den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre gelernt haben.« Sein Ton wurde milder, als er sah, wie hart seine nüchterne Feststellung Albert getroffen hatte. »Sehen Sie den Tatsachen doch ins Auge, mein Freund. Sie sind bankrott. Seit zwanzig Jahren verschleudern Sie jeden Pfennig, den Sie in die Hände bekommen, für solche untauglichen Erfindungen wie die Luftpumpe, an der Sie gerade herumbasteln. Ihre finanzielle Situation ist desaströs. Wir können von Glück reden, wenn es uns gelingt, einen Prozess wegen betrügerischem Bankrott zu vermeiden und Sie vor dem Gefängnis zu bewahren.«

Albert beehrte auf. »Meine Erfindungen könnten den Durchbruch auf allen Gebieten der Wissenschaft bedeuten!«

»Mag sein, aber was nützt es, wenn die Welt noch nicht reif dafür ist?« Dr. Schwab mochte mit seinem langjährigen Klienten nicht streiten. Er kannte Albert von Odenhof gut genug, um zu wissen, wie heillos dieser sich in die Idee, ein zweiter

Leonardo da Vinci zu sein, verrannt hatte. Unablässig ersann er neue Projekte, zeichnete, rechnete, baute, experimentierte – und verlor dabei sein ganzes Geld. Jetzt war er erstmals an dem Punkt angelangt, dass nicht nur sein eigenes, einst beträchtliches Vermögen aufgebraucht war, sondern noch dazu das, was seine verstorbene Frau ihm hinterlassen hatte, sowie all das Geld, das als Mitgift seiner Tochter Helena und der Adoptivtochter Mathilda den Weg in eine gute Ehe hätte ebnen sollen. Zudem hatte er Berge von Schulden.

Schwab streckte die Hand aus. »Zeigen Sie mir das Foto doch einmal.«

Von Odenhof reichte ihm bereitwillig ein sepiabraunes Lichtbild, auf dem eine Großfamilie, alle in makellostes Weiß gekleidet, vor dem Hintergrund einer herrschaftlichen Villa abgebildet war. Auf einer verschnörkelten Gartenbank unter einem Banyan-Baum saßen die Damen mit rüschenbesetzten Sonnenschirmen. Hinter ihnen standen die Herren in Tropenanzügen, mit breitkrempigen Strohhüten, um sich vor der grausamen Sonne Niederländisch-Ostindiens zu schützen.

»Und welcher von ihnen ist Jonah Aldermann?«

»Der Mann mit der Zigarettenspitze in der Hand. Der mit den langen blonden Haaren.«

»Hm.« Im Licht der Schreibtischlampe studierte der Rechtsanwalt Gestalt und Züge des jungen Mannes. Was er sah, gefiel ihm. Ein stattlicher Kerl, schlank, fast hager, mit einem schmalen, glatt rasierten Gesicht, das von seitlich gescheiteltem Haar umrahmt wurde.

»Er sieht nicht übel aus. Ich meine, man sieht es ihm nicht an, jedenfalls nicht auf dem Bild hier. Ist es wirklich so schlimm?«, fragte Schwab.

Albert, der sich vor seinen eigenen Erinnerungen fürchtete, zuckte unbehaglich die Achseln. »Als ich ihn vor neun Jahren das letzte Mal gesehen habe – da war er ungefähr elf Jahre alt –, war es ziemlich schlimm. Und es besteht auch keine Aussicht

auf Besserung. Deshalb haben sie ja in Port Crescent keine Frau für ihn gefunden. Die Leute dort kennen ihn zu gut. Und in dem Testament ist die Rede von einer ›standesgemäßen‹ Gattin, also können sie nicht irgendein Dienstmädchen bestechen oder zwingen, mit ihm vor den Traualtar zu treten. Aber er muss heiraten, bevor er einundzwanzig wird – oder der Nachlass seines Großonkels fällt einem anderen Erben zu.«

Schwab zündete sich eine Zigarre an und blies den würzigen Rauch quer durch den Raum. »Merkwürdiger Letzter Wille. Warum muss der Junge unbedingt verheiratet sein?«

»Weil eine Frau den Schmuck tragen soll.« Als der Anwalt daraufhin fragend die Augenbrauen hochzog, beeilte Albert sich zu erklären. »Der Erblasser war Goldschmied, ein begeisterter Sammler. Er hat eine außergewöhnliche Kollektion von historischen Schmuckstücken hinterlassen. Allerdings könnte man sie leicht zu Geld machen. Soviel ich weiß, würden alle Edelsteinhändler der Welt sich eine Hand abhacken lassen, um diesen Schmuck in ihren Besitz zu bringen.«

Der Spott in den Augen des Advokaten, dessen gekrümmte Gestalt etwas Krähenhaftes hatte, war nicht zu übersehen. »Ach! Sie meinen Geld, auf das Sie, wenn Ihre Tochter ihn wirklich heiratet, zugreifen könnten, obwohl Sie kein gesetzliches Anrecht darauf haben? Sie wissen genau: Helena würde Ihnen niemals ihre Hilfe verweigern, auch wenn sie das Geld, das sie Ihnen leiht, besser gleich in den Ofen werfen könnte.«

Albert war aufgestanden und schritt nun, die Hände auf dem Rücken verschränkt, im Salon auf und ab, wie ein Tiger im Käfig. Seine tiefe Stimme bebte vor Nervosität. »Zweifelloos würde Helena mir helfen. Und es wäre eine gute Investition! Sie werden sehen, wenn ich erst die Pläne für die verbesserte Schiffschraube fertig habe ...«

Dr. Schwab seufzte tief. »Schon gut, schon gut. Weiß der junge Mann eigentlich, was Sie und seine Großmutter ausgeheckt haben? Und ist er überhaupt einverstanden?«

»Ich glaube nicht, dass er eine andere Wahl hat. Er kann froh sein, wenn er überhaupt eine Frau bekommt, gar nicht zu reden von einer, die so schön und klug ist wie meine Helena. Seine Familie wird ihn schon dazu bewegen, dem zuzustimmen.«

Schwab wechselte abrupt das Thema. »Haben Sie denn noch genug Geld, um Helena auf eine so weite Reise zu schicken?«

Albert wirkte gekränkt. »Aber natürlich. Sogar standesgemäß. Erster Klasse.«

Wo hat er sich dieses Geld bloß wieder gepumpt?, dachte Dr. Schwab, verzichtete jedoch auf einen Kommentar und sagte nur: »Sie wissen, dass Sie eine junge Dame nicht allein reisen lassen können. Werden Sie Ihre Tochter begleiten?«

»Nein.« Albert von Odenhof war anzumerken, welche Angst er vor der Vorstellung hatte, dabei zu sein, wenn seine Tochter den Betrug entdeckte – vor allem, wenn sie erst erfuhr, dass es kein Zurück mehr gab. Wenn sie begriff, dass sie für immer in diesem fremdartigen, feuchtheißen Port Crescent würde bleiben müssen. Lieber wollte Odenhof warten, bis ein bisschen Gras über die Sache gewachsen war – das hieß, bis Helena sich in ihr Schicksal ergeben hatte und er keine Szenen befürchten musste. »Mathilda wird sie begleiten. Sie wird sich sicher freuen, zu ihrer Familie auf Java zurückzukehren.«

Dr. Schwab, der seinerzeit die Adoptionsverhandlungen geführt und die neuen Papiere ausgestellt hatte, lächelte zynisch. »Gewiss, gewiss, aber wird auch die Familie sich freuen? In der Abfindungssumme damals war die Vereinbarung eingeschlossen, dass die junge Dame nie wieder nach Java zurückkehrt.«

Albert schlang die Hände auf dem Rücken ineinander und begann von Neuem, rastlos im Zimmer auf und ab zu gehen. »Vereinbarung!«, dröhnte er. »Die Situation hat sich nun mal geändert. Ich kann nicht mehr für sie sorgen. Soll ich sie hier in ein Armenhaus stecken? Man muss jetzt eben eine andere Lösung finden. Das heißt ja nicht, dass ich sie im Stich lasse! Sobald ich wieder flüssig bin ...«

Der Anwalt zuckte resigniert die Achseln und griff nach der Mappe, die er mitgebracht hatte. »Jedenfalls würde ich Ihnen raten, möglichst bald nach der Eheschließung nach Java zu reisen, bevor die Aasgeier über das Erbe herfallen.«

Albert umklammerte mit zitternden Händen die Lehne des Stuhls, hinter dem er stand. Jetzt, wo die Sache in eine juristische Form gegossen wurde, plagten ihn Schuldgefühle. Aber zurück konnte er nicht mehr, dazu war seine Gier nach dem Vermögen, das Helenas Heirat ihm einbringen würde, zu groß. Verzweifelt bemüht, sich zu rechtfertigen, murmelte er mit niedergeschlagenen Augen: »Und auch Helena hat ja gar keine andere Wahl. Wie sollte sie denn mit ihrer Behinderung jemals Arbeit finden? Wer braucht schon eine Gouvernante, die nicht sprechen kann? Es könnte sie schlimmer treffen.«

Dr. Schwab übergang diese jämmerlichen Ausflüchte, aus denen das schlechte Gewissen sprach, doch seine Blicke waren voller Verachtung. »Ich glaube, wir sind so weit, dass wir mit Helena sprechen können.«

Albert von Odenhof krallte die Hände in die Stuhllehne. Der Augenblick war gekommen, vor dem er sich seit Wochen gefürchtet hatte, der Augenblick, in dem er endgültig zum Lügner und Verräter wurde.

2

Dr. Pieter Schwab hatte trotz seines hohen Alters immer noch einen geschulten Blick für weibliche Schönheit, und als Helena von Odenhof eintrat, nickte er anerkennend, obwohl sie in diesem Augenblick nicht einmal sonderlich zurechtgemacht war. Mittelgroß und sehr schlank, vielleicht ein wenig zu knabenhaft für eine 18-Jährige, mit ebenmäßigen, wenn auch einschüchternd strengen Zügen, ähnelte sie in ihrem vielfach gerafften und geknöpften Hauskleid aus tabakbraunem Kaliko eher einer etwas altjüngferlichen Dorflehrerin als der Tochter eines Welt-

reisenden, Erfinders und Universalgenies. Sie war sehr blass, unter ihre Augen hatten sich dunkle Schatten gelegt. Im ewig kalten und verregneten Hamburg waren die meisten Menschen bleich wie Kartoffeltriebe. Schwab fiel auf, dass sie einen Häkelschal wie einen Turban um den Kopf geschlungen hatte und ein paar widerspenstige Haarstoppel darunter hervorlugten. Offenbar war ihr hüftlanges mittelblondes Haar – die schönste Zierde eines jungen Mädchens – ganz kurz abgeschnitten worden, und er fragte sich, was da nun wieder passiert war. Bei Helena wusste man nie, was sie als Nächstes anstellen würde. Es würde, das musste er zugeben, für alle in ihrer Umgebung eine Erleichterung sein, sie weit, weit weg in der ostindischen Wildnis zu wissen.

Sie bedachte den Rechtsanwalt widerwillig mit einem steifen Kopfnicken. Schwab wusste, dass sie ihn nicht ausstehen konnte, wie sie alle Vertrauten ihres Vaters nicht ausstehen konnte. War es kindische Eifersucht? Oder die intelligente Erkenntnis, dass Alberts Freunde ganz gewiss nicht ihre Freunde waren? Oder trug sie es ihm immer noch nach, dass er seinerzeit ihre Unterbringung in Dr. Wiedemanns »Heil- und Pfllegeanstalt für bürgerliche und adelige Damen« arrangiert hatte? Als wäre es seine Idee gewesen!

»Guten Tag, Fräulein Helena«, begrüßte er sie. »Nehmen Sie doch bitte Platz. Ihr Herr Vater und ich haben wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen.«

Helena nickte schweigend, und Schwab war froh darüber. Er fand ihr heiseres Flüstern unheimlich, es hörte sich an, als redete ein Gespenst mit ihm.

Sie ließ sich zögernd in dem Sessel nieder, auf den er deutete, und faltete die Hände im Schoß. Dann musterte sie ihn aufmerksam, während ihm Verschiedenes durch den Kopf ging: Wenn sie wüsste, was ihr bevorsteht! Und ihr Vater hat keine Gewissensbisse, sie in diese entsetzliche Verbindung hineinzustoßen ... doch, mit Sicherheit hat er Gewissensbisse, aber

das hindert ihn nicht daran, seine Pläne in die Tat umzusetzen. Ihn interessiert nur das Geld, mit dem er künftig seine Projekte finanzieren kann. Ich hätte ihn zum Teufel schicken sollen, statt ihm noch dabei zu helfen, aber ich bin nun einmal sein Anwalt.

»Fräulein von Odenhof ...« Er blätterte wichtigtuersich in seinen Papieren, obwohl er alles, was er ihr zu sagen hatte, auswendig wusste. Sein Gedächtnis, ein Leben lang geschult, war trotz seines hohen Alters noch ausgezeichnet. »Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass die finanzielle Situation Ihres Herrn Vaters sehr ... sehr wenig zufriedenstellend ist. Ja, sie gibt Anlass zu echter Besorgnis. Mit anderen Worten: Es ist kein Geld mehr da. Nicht für die Wohnung, nicht für die Dienstboten, nicht für Fräulein Mathilda und auch nicht mehr für Ihren eigenen Unterhalt.«

Die junge Frau sah nicht besonders schockiert aus. Sie hatte schon so oft erlebt, dass sie und ihr Vater am Rande des Abgrunds standen. Irgendwie war es dann doch immer weitergegangen.

»Ich weiß, was Sie denken«, fuhr Dr. Schwab fort. »Sie hoffen, es wird sich wie immer alles einrenken. Aber diesmal wird das leider nicht der Fall sein. Die Lage ist sehr, sehr ernst, umso mehr, als Ihr unglückliches Schicksal es Ihnen unmöglich macht, einen standesgemäßen Beruf zu ergreifen.« Er beugte sich vor und sprach sie so eindringlich an, als sei sie nicht nur stumm, sondern auch taub. »Fräulein Helena, ich bedaure zutiefst, Ihnen das sagen zu müssen, aber für Ihre Zukunft in Deutschland sieht es nicht gut aus.«

Helena wandte sich mit einem fragenden Blick an ihren Vater.

Der räusperte sich, hüstelte und kratzte unbehaglich seinen Backenbart. »Es ist der Unverstand, Helena«, stammelte er. »Der Unverstand der Menschen ist an allem schuld. Ich habe geniale Erfindungen gemacht, Erfindungen, die einen revolutionären Durchbruch in einem halben Dutzend Wissenschaften bedeuten könnten, wären die zuständigen Leute nur geistig in der Lage, sie zu verstehen. Aber diese bornierten Hohlköpfe

haben alles abgelehnt.« Er lamentierte noch eine ganze Weile lang weiter, ehe er schließlich stotternd eingestand, dass der Anwalt Recht hatte: Niemand wusste, wovon Helena in Zukunft leben sollte – das Vermögen vergeudet, die Wohnung verloren, der Vater verarmt, womöglich sogar bald im Gefängnis ...

Bei diesen letzten Worten sprang sie erschrocken auf und blickte zu Dr. Schwab hinüber. Der nickte mit unheilvoller Miene und bedeutete ihr, sich wieder zu setzen.

»Das ist leider die Wahrheit, Fräulein von Odenhof. Ihr Vater hat gewisse ... äh ... geschäftliche Ungeschicklichkeiten geschehen lassen, nicht aus böser Absicht, nein, nur aus einer verzeihlichen Verkennung der juristischen Finessen heraus, und nun haben übelwollende Personen ihn beschuldigt, er habe in betrügerischer Absicht Kredite aufgenommen, die er niemals zurückzahlen könne. Selbstverständlich werden wir das vor Gericht Punkt für Punkt widerlegen, aber es besteht die Möglichkeit, dass Ihr Herr Vater verhaftet und wegen Flucht- und Verdunkelungsgefahr bis zum Prozess in Verwahrung genommen wird. Sie würden in diesem Fall mutterseelenallein in der Welt stehen, arbeitsunfähig und völlig mittellos.«

Mit einer gewissen Genugtuung, die keinerlei persönlichen Abneigung gegen Helena entwuchs, sondern allein dem Wunsch geschuldet war, das Ganze so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, stellte er fest, dass sie gegen ihren Willen die Contenance verlor und allmählich Angst bekam. Er fuhr noch eine Weile damit fort, ihr die Zukunft in den finstersten Farben auszumalen, damit sie umso bereitwilliger zustimmen würde, wenn er ihr den einzig möglichen Ausweg vor Augen führte. Schließlich sagte er: »Wir müssen also in erster Linie dafür sorgen, dass es Ihnen an nichts fehlt, was auch immer mit Ihrem Vater geschieht.«

Albert richtete sich feierlich auf und gab zu verstehen, dass er für das Wohlergehen seiner Tochter zu jedem Opfer bereit sei.

Dr. Schwab sprach jetzt sehr trocken und geschäftsmäßig.

»Der einzige Weg, wie wir das erreichen können, ist eine standesgemäße Heirat. Ein junger Mann aus guter Familie, mit dem entsprechenden finanziellen Rückhalt – das wäre Ihr Rettungsanker in dieser unglücklichen Situation. Nun hat es sich ergeben, dass entfernte Verwandte Ihres Herrn Vaters eine Frau für ihren Sohn suchen. Wollen Sie sich einmal dieses Bild ansehen?« Er reichte ihr die Fotografie. »Hier, neben der alten Dame, das ist Jonathan Aldermann.«

Er zuckte ein wenig zusammen, als Helena mit ihrer unangenehm heiseren Stimme herauspresste: »Ihn soll ich heiraten?« In Schwabs Ohren klang dieses Krächzen unerträglich.

»Ich sehe keine andere Möglichkeit, Sie zu schützen, Fräulein von Odenhof. Und es könnte Ihnen durchaus Schlimmeres widerfahren, ja, ich muss Ihnen leider sagen, es *wird* Ihnen weitaus Schlimmeres widerfahren, wenn Sie ablehnen.« Schwab seufzte tief und bedauernd. »Verstehen Sie mich recht! Es ist eine Tatsache, dass Sie irgendwie untergebracht werden müssen, sofern Sie diesen Heiratsvorschlag ablehnen. Im Falle Ihrer Weigerung wären wir leider gezwungen, Sie auf Dauer als Pensionärin in Professor Wiedemanns Institution –«

Helena starrte ihn aus dunkel umschatteten Augen an. »Sie Teufel!«, krächzte sie. »Sie drohen mir, mich lebenslänglich ins Irrenhaus zu sperren, wenn ich diesen Menschen nicht heirate?«

»Hören Sie.« Schwabs Stimme war jetzt kalt und ruhig. »Wenn Sie mir eine Möglichkeit nennen können, wie Sie ohne Geld zu einem Dach über dem Kopf und Essen auf dem Tisch kommen, werde ich sie sofort akzeptieren. Vielleicht wollen Sie lieber in ein Kloster eintreten? Nein, Sie sind ja Protestantin, da fällt auch diese Möglichkeit weg. Aber noch haben Sie die Wahl. Viele Frauen wären dankbar, wenn man ihnen das Angebot machte, einen jungen, attraktiven Mann aus guter Familie zu heiraten, der in nicht allzu ferner Zukunft über ein beträchtliches Vermögen verfügen wird.«

»Wohnt er hier in Hamburg?«

Schwab ließ sich Zeit mit einer Antwort. Mit einem kaum merklichen Zögern versuchte er, diese gefährliche Klippe zu umschiffen. Wie würde sie darauf reagieren, dass man sie ans andere Ende der Welt schickte? »Nein. Die Familie Aldermann ist vor vier Generationen ausgewandert ... nach Niederländisch-Ostindien. Ihre Plantage liegt an der Westküste von Java, an der Sundastraße, der Meerenge zwischen Sumatra und Java. Eine viel befahrene Route, daher sind die Küstenstädte – Port Crescent, Merak, Anjer, Tjeringin und ein Dutzend weitere – alle sehr reich. Europäische Zivilisation, aber eine Landschaft von tropischer Schönheit. Ein herrliches Land. Fräulein Mathilda wird Ihnen doch sicher schon viel über ihre Heimat erzählt haben.«

Sie ließ sich nicht ablenken. Skeptisch zog sie die Augenbrauen hoch. »Gibt es denn dort keine Frauen?«

»Doch, natürlich. Aber die deutsche Gemeinschaft ist sehr klein. Wie Sie vielleicht wissen, steht das Land unter holländischer Kolonialverwaltung. Die meisten Bewohner von Port Crescent – so heißt die Stadt, in der Jonah lebt – sind Holländer. Eine Anzahl Engländer hat sich ebenfalls dort angesiedelt. Aber man bleibt unter sich. Die Aldermanns wollen eine deutsche Frau für Jonah, und davon gibt es nicht sehr viele.«

Er beugte sich vor und tippte Helena auf den Arm. Sie zuckte sofort zurück. Er ärgerte sich über die Abneigung, die sie ihm so unverhohlen zeigte, ließ sich aber nichts anmerken. »Lassen Sie mich die Situation einmal im Einzelnen darlegen ...«

Er redete und redete, malte ihr das luxuriöse Leben als Gattin eines deutschen Plantagenbesitzers in Port Crescent aus und appellierte schließlich an ihr Gewissen, ihren Vater von der nagenden Sorge um ihre Existenz zu befreien. Seine scharfen Raubvogelaugen registrierten die gegensätzlichen Gefühle, die in ihr tobten – ihr Protest gegen eine aufgezwungene Ehe lag im Streit mit der Sorge um das Schicksal ihres Vaters, dem sie stets eine treue, wenn auch nicht unbedingt liebende Tochter gewe-

sen war. Schwab merkte, wie sehr der Gedanke, Albert könnte im Gefängnis landen, sie erschütterte.

Und als der ihr dann auch noch die geöffneten Hände entgegenstreckte und mit zitternder Stimme rief: »Nimm mir nicht den Trost, zu wissen, dass es wenigstens dir gut geht!« – da knickte sie ein und flüsterte: »Ich werde darüber nachdenken.«

Albert warf seinem Anwalt einen besorgten Blick zu, und dieser sprang ihm sofort zur Seite. »Fräulein von Odenhof: Ihr Vater kann jeden Tag verhaftet werden. Wir wollen Sie um jeden Preis aus dem Skandal heraushalten. Überlegen Sie nicht zu lange. Je eher Sie abreisen, desto besser.«

»Wann?«, fragte sie im Ton eines Gefangenen, der sich nach dem Datum seiner Hinrichtung erkundigt.

»Sobald das nächste Schiff nach Batavia fährt. Wir werden uns sofort um die Reisevorbereitungen kümmern. Fräulein Mathilda wird Sie begleiten. Sie kann natürlich ebenso wenig in Hamburg bleiben, wenn Ihr Vater außerstande ist, für ihren Unterhalt zu sorgen.«

Helena lächelte – ein dünnes, kaltes Lächeln. »Wird man Mathilda auch in ein Irrenhaus sperren, wenn sie sich weigert zu fahren?«

Dr. Schwab ignorierte ihren Sarkasmus. »Aber nein. Sie kehrt ja zu ihrer Familie auf Java zurück. Nun ... Können wir mit Ihrer Zustimmung rechnen?«

Beide Männer starrten sie an und warteten angespannt auf die Antwort, die Alberts Schicksal besiegeln würde.

»Sie werden verstehen«, flüsterte Helena, »dass ich nicht binnen einer halben Stunde entscheiden kann, ob ich einen mir völlig unbekanntem Mann in einem Land auf der anderen Seite der Erdkugel heiraten will. Ich bin mir über den Ernst der Situation im Klaren, aber ich muss Sie bitten, mir ein paar Tage Bedenkzeit zu geben.«

»Aber wir –«, fiel Albert schwer atmend ein. Doch der Rechtsanwalt bedeutete ihm zu schweigen. Es hatte keinen Sinn, He-

lena weiter unter Druck zu setzen, das würde sie nur trotzig und vor allem misstrauisch machen. Ein, zwei Tage Bedenkzeit mussten sie ihr gewähren.

»Natürlich werden wir das tun, Fräulein von Odenhof«, sagte er. »Aber ich bitte Sie um Ihretwillen, sich rasch zu entscheiden. Sonst könnte es zu spät sein. Sobald man Ihren Vater verhaftet, wird nicht einmal mehr das Geld für die Schiffsreise zur Verfügung stehen. Was das bedeuten würde, muss ich ja nicht wiederholen. Natürlich stünde Ihnen Professor Wiedemanns Sanatorium als letzte Option –«

Helena erhob sich abrupt. Ihre Gesichtszüge waren verkrampft, als sie ihrem Vater wortlos zunickte. Den Rechtsanwalt ignorierte sie. Langsam, den Kopf hoch erhoben, schritt sie aus dem Raum.

3

Es war ihr gelungen, den Salon mit Würde zu verlassen, aber kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, taumelte sie und musste sich in der halbdunklen Halle an die Wand lehnen. Das Blut rauschte in ihren Ohren, und alles verschwamm vor ihren Augen. Ein verzweifelter Klagelaut drang über ihre Lippen, und wie von Schmerzen gequält schlang sie die Arme um die eigenen Schultern. Dann überkam sie grenzenlose Wut, so finster und gewalttätig wie in dem Augenblick, als sie ihr langes Haar mit dem Rasiermesser abgesäubelt hatte, weil es ihr wie ein Symbol ihrer geknechteten Weiblichkeit erschienen war. Sie keuchte. Wie immer, wenn blinde Wut sie überwältigte, versagte ihr die Stimme völlig. Sie hätte mit den Fäusten gegen die Tür des Salons trommeln und irgendetwas in Stücke schlagen wollen, aber Dr. Schwabs Anwesenheit in diesem Haus hielt sie davon ab. Er würde ihren Wutausbruch nur benutzen, um seine Drohung mit dem Irrenhaus zu wiederholen. In seinen Augen war sie, die so oft und so heftig die Fassung verlor, ohnehin

eine Wahnsinnige. Was wusste er denn, wie es war, wenn man den Zorn, der in einem brodelte, nicht einmal herausschreien konnte? Wenn man sich fühlte wie auf dem Grund eines Brunnschachts? Das protzige Haus, in dem sie wohnte, war nichts weiter als ein Gefängnis. Sie glaubte zu ersticken in dieser Gruft aus Gips, Plüsch und Mahagoni, in den von staubiger Leere erfüllten Tagen, die sich wie eine endlose Wüste vor ihr erstreckten. Glaubte zu ersticken an den immer gleichen, größtenwahnsinnigen Fantasien ihres Vaters, die doch alle nur leeres Gerede waren. Lieber ans Ende der Welt reisen, als ein Leben lang hier vor sich hin zu vegetieren!

Aber heiraten – oh Gott, heiraten! Bei dem bloßen Gedanken daran verspürte sie heftigen Abscheu. Nein, Jonah Aldermann sollte sie nicht berühren. Er sollte sie nicht umarmen oder gar in ihren Körper eindringen! So fern er ihr auch war, fühlte sie sich doch von seiner bloßen Existenz so bedroht, als stünde er bereits hinter ihr. Es war keine persönliche Abneigung. Sie hätte jeden anderen genauso verabscheut. Warum traf Frauen dieses furchtbare Schicksal, dass sie heiraten mussten – Körper und Geist, Willen und Gefühl einem Mann ausliefern, der sie als Sklavin betrachtete?

Aber sie ahnte, warum sie mit dieser verhassten Ehe gestraft wurde. ER steckte dahinter. ER, den Mathilda den Polong nannte, den bösen Geist der Rache, der sie seit elf Jahren unerbittlich verfolgte. Niemals würde der Mensch, der ihn ihr nachgeschickt hatte, ihr verzeihen. Solange sie lebte, würde sie ihm niemals entgehen, ob sie hier blieb oder ans Ende der Welt floh.

Erschöpft von den wilden Emotionen, die in ihr tobten und keinen Weg nach draußen fanden, ließ sie sich schließlich an der Wand heruntergleiten und kauerte dann, die Arme um die Knie geschlungen, im Halbdunkel des Vorzimmers.

»Helena? Ist dir nicht wohl?«, fragte eine sanfte Stimme.

Sie öffnete die Augen und sah Mathilda vor sich stehen, die Sundanesin, die Albert als Gesellschafterin für seine oft allein

gelassene Tochter von einer seiner Ostindienreisen mitgebracht hatte. Wie er behauptete, hatten wohlmeinende, fromme Menschen sie ihm anvertraut, damit er dem ungewöhnlich begabten Kind im reichen Deutschland eine gute Erziehung verschaffen könnte. Deshalb hatte er sie auch adoptiert. Aber selbst bis an Helenas Ohren war das Gerücht gedrungen, dass sie eines der unehelichen Kinder sei, von denen er mehrere in der weiten Welt hatte. Es war ihr gleich. Wer immer Mathilda sein mochte, eine Fremde oder ihre Halbschwester, sie hatte sie vom ersten Augenblick an geliebt, und diese Liebe war stets zärtlich erwidert worden.

Jetzt beugte sich Mathilda zu ihr herunter und legte die Arme um ihre Schultern. Ein feiner würziger Duft ging von ihr aus – sie kaute Nelken, eine Gewohnheit aus ihrem Heimatland. »Was ist geschehen? Du bist weiß wie ein Fischbauch. Soll ich dir eine Tasse Tee mit Kognak machen?«

Helena nickte stumm und bedeutete ihr, sie wolle auf ihr Zimmer gehen und den Tee dort trinken. Langsam wie eine alte Frau stieg sie, ans Geländer geklammert, die steile, mit Teppich ausgelegte Treppe empor, die nur vom schwachen Schein einer Gaslampe erhellt wurde, und suchte Zuflucht in ihrem Zimmer. In der trüben Dämmerung erschien es ihr kalt und feindselig. Die Feuchtigkeit, mit der der Hamburger Dauerregen die Mauern tränkte, erfüllte den Raum mit einem muffigen Geruch, als hätten die Vorhänge und Teppiche zu lange im Keller gelegen. Sie trat ans Fenster. Der Regen verschleierte den Blick durch die Scheibe. Unter schmierigem Dunst verborgen, breitete sich Hamburg vor ihr aus. Eine kalte, finstere Stadt, eine Stadt von Geschäftsleuten und Händlern, getrieben von Geld- und Machtgier. Selbst die Kirchtürme wirkten wie schwarze Stacheln, die sich in den Himmel bohrten. Niemand hier würde Mitleid mit einer verarmten, behinderten jungen Frau haben. Im Gegenteil, skrupellose Männer würden die Gelegenheit ergreifen, ihre Lage auszunutzen, und sie noch elender machen.

»Hier, dein Tee.« Mathilda war lautlos eingetreten. Rasch stellte sie das Teetablett auf den niedrigen Tisch, trat zum Kamin und schürte das nur noch sanft glimmende Feuer. Mathilda fröstelte das ganze Jahr über, sie konnte sich einfach nicht an das feuchtkalte norddeutsche Klima gewöhnen, in dem das Thermometer selbst im Hochsommer nur selten auf mehr als 20 Grad stieg. Helena teilte dieses Leiden mit ihr, aber sie fröstelte, weil sie zu mager war – und außerdem unglücklich.

»Und jetzt komm, erzähl mir, was dich so erschreckt hat.« Mathilda kuschelte sich anmutig wie ein zusammengerolltes Tier in die Sofaecke, sodass sie beinahe in den zahlreichen Raffungen und Volants ihres dunkelroten Kleides verschwand. Bei ihrer Ankunft in Deutschland war sie noch ein dürres, großäugiges Kind gewesen, doch inzwischen war die Sundanesin zu einer jungen Frau von filigraner Schönheit herangewachsen. Nur ihre kupferne Hautfarbe verriet die Exotin. Solange Albert noch genügend Geld gehabt hatte, hatte er es den beiden Mädchen an nichts fehlen lassen, sah man von Liebe und Zuneigung ab, wofür er niemals Zeit gehabt hatte. Ebenso wie Helena hatte Mathilda alles gelernt, was eine junge Dame aus gutem Haus können musste: singen und tanzen, ein wenig musizieren, ein wenig malen, komplizierte Handarbeiten anfertigen. Sie sprach neben ihrer Muttersprache Sundanesisch perfekt Deutsch, wie sie auch Holländisch, Französisch und Englisch beherrschte, und sie kleidete sich wie eine Deutsche. Sie bewegte sich flink und lautlos und hatte die irritierende Eigenschaft, an Orten aufzutauchen, an denen man sie am allerwenigsten vermutete. Die Köchin und die Putzfrau nannten sie deshalb eine braune Schleichkatze und beharrten darauf, dass sie heimtückisch und verschlagen sei – was sie freilich nur hinter dem Rücken der Herrschaft zu flüstern wagten.

Helena hatte es dennoch gehört. Sie hörte vieles, was nicht für ihre Ohren bestimmt war. Seltsamerweise glaubten die meisten Leute, dass sie, da sie gewissermaßen stumm war, auch taub